



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. \* Nr. 14

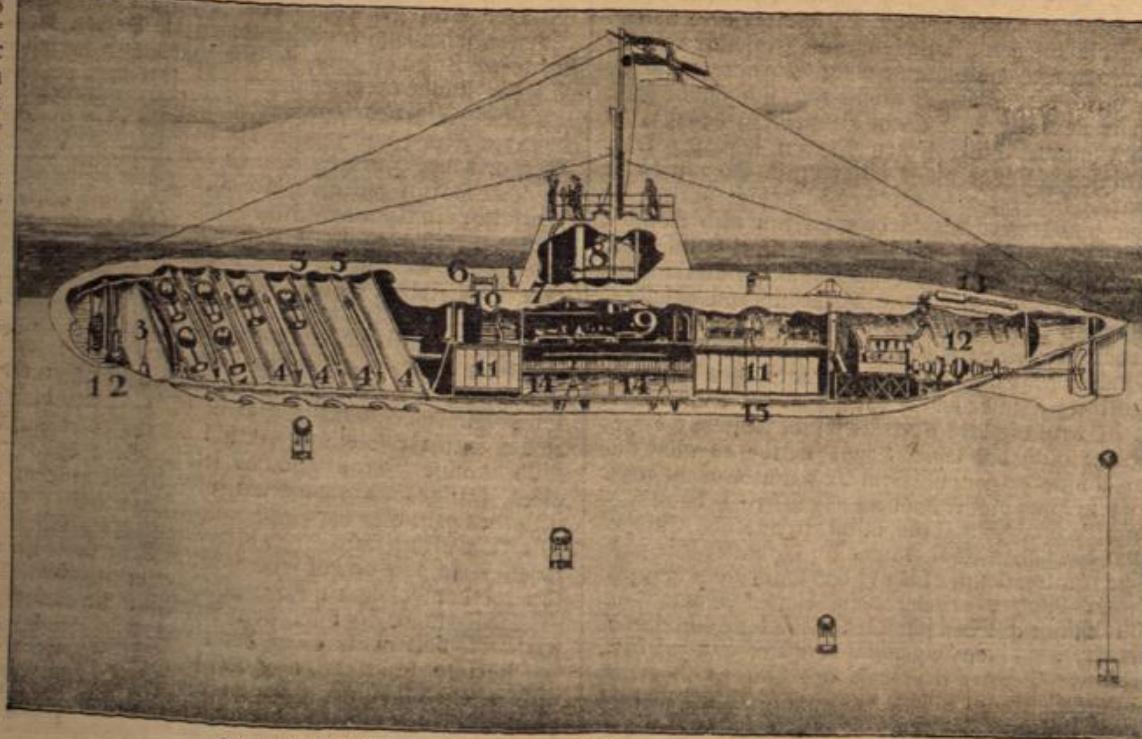
Bellage zum  
**Sadamer Anzeiger.**

Verlag von Jof. Wilh. Hörrer in Habamat

# Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Ann v. Panhuis. (Nachdruck verboten.)

h  
eber der kleinen Residenzstadt Schneiditz, des Herzogthums Schneiditz-Steiningen, dämmerte der Abend, ein leiser Wind strich durch die herbstlichen Parkbäume des herzoglichen Schlosses und mit seinem Raucheln ließen müde Blätter nieder. Das Schloß war glänzend erworben und Wagen auf Wagen fuhr vor dem Portal vor. Der Postball in der beginnenden Saison stand heute statt. Der Postball! Nur derjenige, der selbst in einer kleinen Residenz gelebt hat, kann die Bedeutung dieses Wortes voll und reissen. Und die Residenzler, die zur Gesellschaft zählten, sahend sich die Wichtigkeit dieses Tages auch bewußt. Der erste II! Die sommerliche Zeit mit ihren Reisen lag hinter esblättern, hinten einem lagen auch die leichtgeknüpfsten Bekannten, die man so glücklich unüberlegt unterwegs macht und verpflichtet wieder lösen kann. Auf Reisen trifft man eben viele Menschen, die man daheim nie kennen dürfte.



**Deutscher Tauchboot-Minenleger.** (Ziffernerläuterung siehe den Text.)

stredte dem  
sich ehrerbietig Verneigenden die Hand entgegen: „Kunst, Pro-  
fessor, zurück von der Reise, haben Sie in München ein hübsches  
Stück für unsere Galerie kaufen können?“ fragte er interessiert.  
Der Gefragte schüttelte den Kopf: „Leider nein, Sotheby,  
auf der Versteigerung wurden alle Gemälde bis zu unüblichen  
Preisen heraustragten.“

"Nu dann nicht", kam es gemütlich zurück und sich behaglich den weißen, buschigen Schnurrbart streichend, lachte der Regent: "Schließlich haben wir auch hübsche bunte Bilderchen genug. Ich bin damit zufrieden, unsere Residenzstadt auch nur Ihnen, Professor Verner, dem hochverdienenden Direktor unserer Galerie, sind die Wände noch immer zu fahl. Apropos," fuhr er fort, "wie weit ist's denn mit Ihrem Porträt, hat's Weichmann fertig? Sie wissen, in wenigen Tagen feiern Sie Ihr fünfundzwanzigstes Jubiläum, da muß das Bild hängen."

"Mein Bild, Hoheit, ist fertig" entgegnete Professor Verner.

"Gut, das freut mich. Sie sind ja nun bereits der vierte Direktor, der nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit der Schneiditzer Bildergalerie sein Porträt überweist, wie es die alte, fast hundertfünzig Jahre alte Urkunde von dem jeweiligen Direktor wünscht."

"Ob aber mein Bild der Galerie verbreibt, wie die Bilder meiner Vorgänger, ist sehr die Frage", lächelte der Professor.

"Wiejo?" Des Herzogs Gesicht drückte Spannung aus.

"Kun, Hoheit, es heißt doch auch in der Urkunde, daß die Familie nach dem Tode des auf dem Bilde Dargestellten das Recht hätte, das Porträt für sich zurückzufordern", erklärte der Galeriedirektor.

"Ja, ja, stimmt," nickte der hohe Herr, "aber davon macht doch die Familie keinen Gebrauch, dazu ist jede zu eitel. Das Bild eines Familienmitgliedes, das in der Landesgalerie hängt, repräsentiert doch ganz anders, als eins über dem Sofa im Salon."

"Das gebe ich zu, Hoheit," erwiderte die schnelle Antwort, "die meisten Familien mögen allerdings so denken, sonst hingen meine drei Vorgänger, die gleich mit fünfundzwanzig Dienstjahren aufzuweichen hatten, nicht in der Galerie, aber meine Familie empfindet darin anders, davon bin ich überzeugt."

"Immer langsam, lieber Verner, ich traue der Familieneitelkeit nicht allzuviel zu", der Herzog machte eine abwehrende Bewegung.

"Sollte ich sterben, Hoheit, so werden mein Frau und meine Tochter sicher mein Bild für sich beanspruchen", kam es fest aus dem Mund des Professors.

"Das wäre schade — für unsere Galerie", lachte der alte Herr und wandte sich einigen, in der Nähe stehenden, älteren Offizieren zu.

Dieses Gespräch mit dem Herzog ging Verner während des ganzen Abends nicht aus dem Kopf, die Worte: "ich traue der Familieneitelkeit nicht", ließen ihm keine Ruhe, und während sich im blauen Saale die Jugend nach den Klängen des ausgezeichneten Orchesters im Tanz drehte, während es sich die älteren Herren im gelben Zimmer nebenan bei einer guten Flasche und dito Zigarette bequem gemacht hatten und die Ballmütter dem Tanz zwischen und dabei ein bißchen "flatschten", sah Professor Verner in einem Durchgangsraum, halb hinter einer Portiere versteckt. Allerlei ging ihm durch den Sinn, er mußte mit sich allein sein.

Er war ein sehr nervöser Mann, ein Herzleiden, das ihn in den letzten Jahren quälte, hatte seinen Nerven sehr zugesetzt, er nahm die heimlosesten Dinge oft so bitter ernst. So mußte er jetzt immerfort daran denken, was der Herzog gesagt hatte. Er hing mit geradezu schwärmerischer Liebe an Frau und Tochter und deshalb kränkte es ihn schon, daß jemand denken könnte, die beiden würden nach seinem Tode sein Bild aus der Galerie zurückfordern. Denn sein Porträt war vorzüglich ausgefallen, der Maler Weichmann hatte sich selbst übertroffen. Und dieses Bild, das ihn wiedergab, wie er wirklich aussah, dieses Bild sollte seine Familie im steifen fahlen Direktorenzimmer hängen lassen — aus Eitelkeit! Direktorenzimmer wurde der Raum der Schneiditzer Galerie genannt, in dem die drei Porträts seiner Vorgänger hingen und in Kürze auch das seine. Lange würde es nicht darüberbleiben, nein, das wußte er genau. Sein Tod würde wohl nicht mehr fern sein, — sein Herz plagte ihn doch allzuviel —, dann holten Frau und Tochter sein Bild zurück in die freundliche Villa in der Alleestraße, wo die hohen Ahornbäume im Sommer ihre grünen dichten Zweige hinüberlehnten bis auf das Dach eines Hauses.

Ein Strauß'scher Walzer erklang vom blauen Saale her. Verner erhob sich langsam und den schmalen Gang durchschreitend, trat er in die Saaltür, um einen Augenblick dem Tanz zuzusehen. Eben flog seine blonde Tochter an Arme des Barons Tomitow vorüber. Der hübsche Leutnant machte ein so vergnügtes Gesicht und lachte mit dem jungen Mädchen. Er mußte ja noch nicht, daß für seine Liebe keine Hoffnung mehr bestand. Woher sollte er das wissen, was wohl noch keiner in der Residenz wußte, daß sich die vielbegehrte Else Verner in dem lieblichen Rauheim mit einem einfachen Ingenieur versprochen.

Seine Else, sein Sonnenkind, hatte sich entschieden, und er würde ihr kein Hindernis in den Weg legen, wie es seine Frau noch immer versuchte, der ein Baron Ton wußt als Freier für die schöne Tochter begehrenswerter erschien. Ein Ingenieur Bernitor

wollte ihr nicht recht behagen. Aber sie würde sich abfinden müssen, er lächelte leicht, denn Else hatte lebensfeste Geister geerbt. Da, jetzt kam sie noch einmal an die geworbene, ihre Augen fanden ihn und grüßten ihn. So jung, so schön das Mädel war! Voll stolzer Vaterfreude sah er mit tanzenden nach. Sein Mädel, sein Liebling, die sollte recht, recht glücklich werden, das war sein heißester Wunsch.

Hofrat von Weiden klopfte ihm auf die Schulter, Professor, seien Sie auch ein bißchen dem Herumgehüpfe jugendlicher Jugend! seufzte er mit einem Blick auf die und dann seinen Arm leicht unter den Verners schob er hinzu: "Kommen Sie mit, wollen ein wenig die Buden, ich habe 'nen Knobshunger."

Nachdem man sich an einem der kleinen Tische riesigen Buffets niedergelassen, winkte der Hofrat ein kleien heran und gab ihm eine Bestellung auf. Bald stand appetitliche Brödchen und ein paar Glas Sekt vor.

"Sagen Sie, Professor, fürchten Sie sich nicht vor all den Ehrungen, die in wenigen Tagen überbrechen werden", meinte Herr von Weiden behaglich.

"Man muß es eben ertragen", gab der andre freundlich.

"Die Stunde geht auch durch den schlimmsten Tag, der Hofrat lachend, "nicht wahr, so denken Sie?"

"Ungefähr so", bestätigte der Professor. Einige antraten herzu und man redete über allerlei. Plötzlich trat unvermittelt: "Wissen Sie übrigens schon, daß unser Thomas wieder am Eingang zur Galerie gesehen wurde?

"Was?" Professor Verners Gesicht veränderte sich, zeigte sich ihm ein Medusenhaupt, so starnte er den

"Aber Professorchen, wie sehen Sie denn aus!" Weiden blickte verwundert: "Sie werden doch nicht den Ammenmärchen glauben."

"Ammenmärchen! Sie haben recht", lachte der Verner, aber es blang seltsam erzwungen. Was war's nur, in den Worten des Hofrats plötzlich fast den Atem gehalten auch sein Herzlosen letzte schmerhaft ein.

"Was heißt das, man will den alten Thomas wieder am Eingang zur Galerie gesehen haben?" fragte einer der

Hofrat zog die Augenbrauen hoch: "An vorige merkt man, daß Sie erst seit kurzem bei uns leben, Herr von Weiden, denn unsere Residenzler wissen alle, wer der alte Thomas ist."

"Darf man es, wenn man recht schön bittet, nach Jahren?" sagte der mit dem Namen "von Bettow".

"Warum nicht? Ich wenigstens würde keinen Grund", war die Erwiderung.

Der Professor erhob sich: "Ich will einmal nach dem Leibchen sehen, mich entschuldigen die Herren wohl ich keine Lust verspüre, mein eigenes Todesurteil mitzutragen. Wieder lachte er erzwingen und fort war er.

"Sein eigenes Todesurteil?" sagte Herr von Weiden, dehnter Frage und machte ein lustiges Gesicht, als ob er sich Verstand des Fortgegangenen zweifelte.

Der Hofrat zuckte die Achseln: "Hätte ich gewußt, daß der Professor ein Ammenmärchen tragisch nimmt, hätte ich mir doch nun ist's egal. Also hören Sie die Geschichte, Herr Thomas." Er lehnte sich bequem in seinen Stuhl, der erste Schneiditzer Galeriedirektor hieß Baron Thomas, trug dem damaligen Herzog die Urkunde aufgetragen, davon daß der jeweilige Direktor nach fünfundzwanzigjähriger Zeit sein Porträt zu stiften habe, das aber noch den vorigen Direktors, von der Familie desselben beansprucht wurden. Drei Direktoren hängen jetzt in der Galerie, die fünfzig Jahre in ihrer Stellung erreicht haben. Den Anfang, das alte, faltige Männergesicht, in zopfgeschmückter Bütte und nun geht hier die Sage, einige Tage vorher, ehe der Baron stirbt, würde der alte Thomas am Eingang gesehen, so, wie er auf seinem Bild dargestellt ist. Dann wieder ihn wieder gesehen haben, also —" er schwieg.

"Also wäre jetzt an den Professor die Reihe gekommen zu sterben", vollendete einer der Herren.

Bettow schüttelte den Kopf: "Ein Ammenmärchen ist nicht mehr, aber ich, Herr Hofrat, hätte dem Professor zu zählen, daß der alte Thomas wieder spuken soll."

"Ich bitte Sie, warum nicht," wehrte sich der von Weiden, "doch kein bleichsüchtiger Bachfisch."

"Das allerdings nicht, aber ein nervöser, herzleidender, leidender Mühe wert, darauf etwas zu erwidern."

Der Professor hatte inzwischen seine Frau aufgesucht, war nicht so leicht, ihrer habhaft zu werden. Er fand das lebhafte Gespräch mit einigen bekannten Damen.

lebte verwundert auf, als ihr Mann plötzlich vor ihr stand.  
„Ich dich nicht fören, liebste Magda“, lächelte er, „ich will dir  
fragen, daß ich jetzt nach Hause gehe, mich quält mein Kopf,  
wieder so arg, daß ich mich gerne bald zur Ruhe begeben  
sollte. Du brauchst dich aber meinetwegen nicht zu sorgen.“  
„Der fort, „bleib“ du nur mit Else noch hier, der Wagen holt  
er, so zur bestimmten Zeit ab.“

„Armer Alex, du tust mir sehr leid,“ Frau Magda Berners  
Gesicht blieb ihm voll Teilnahme an, „aber wenn du  
sofort willst, müßtest du ja zu Fuß heimkehren und es ist  
schon ziemlich spät.“

Auf dem Schloßplatz stehen heute sicher ein paar Wicht-  
en, aber ich will gar nicht fahren, daß Fußgehen wird für  
einen besser sein, denke ich,“ gab er zurück, „übrigens ist ja das  
et wundervoll, und frische Lust ist für meine Kopfschmerzen  
eines Linderungsmittel.

Bon Else will ich mich lieber gar  
verabschieden, um ihr  
vielleicht die Tanzfreude  
zu gönnen.“

eine Frau nickte: „Das  
um ist, Alex, man soll der  
und ihr Vergnügen nicht  
an.“ Sie reichte ihm die  
„Ich wünsche dir vor  
gute Besserung.“

Als sich der Professor in  
seiner überdeutlichen Hut und Mantel  
ließ, stürzte plötzlich  
Zug von Weiden mit flüchtigem  
Grüß an ihm vorüber  
den Palast über den  
nehmend, eilte er hinaus.  
der Mann meint, beim Herrn  
„Wit tät's brenne“, flüsterte  
genierter seinem neben ihm  
anden Kollegen zu.

Langsam trat Berner aus  
Schloß. Dunkel lag  
die Schloßplatz, in der  
die verklungene Wagentollen.  
Insfalls lag der Hofrat in  
seinem Wagen, mußte der  
Professor denken. Der hatte

prahlhaftig allzuviel ge-  
und dabei fiel ihm des-  
Gemeinschaft ein, daß man  
guten Thomas wieder am  
Eingang zur Galerie gesehen  
wollte. Das alte Mär-  
kett tauchte wieder auf. —  
oblich, es war lachhaft und

— nein, er vermochte  
darüber zu lachen und  
war jedenfalls taftlos von  
derartiges in seiner  
gewohnt zu erwähnen. —  
as, wirklich, dem Hofrat konnte

es angenehm sein, wenn die Sage vom alten Thomas  
habe, dann wurde ja der gutbezahlte Posten des Galerie-  
mentors frei für den Maler Hans Weißmann, des Hofrats  
wenig lebhaften Schwiegerohn, der sich schon vor einem  
mit Erfolg darum beworben hatte. Damals, vor einem  
befandete er selbst einmal die Absicht, zurückzutreten, er  
sich in jener Zeit sehr leidend und den Anforderungen  
Stellung nicht recht gewachsen. Aber dann, als sich sein  
besserte, blieb er doch; Frau und Tochter überredeten  
wieder und auch der Herzog tat das möglichste, seinen be-  
liebten Professor Berner festzuhalten.

Residenzstraßen, die frische Luft wehte mit süßem Hauch  
ein entblößtes Haupt. Den Hut trug er in der Hand und  
hielten seine Schritte auf dem Pflaster wieder. Jetzt  
aus der Marktstraße in die Alleestraße ein. An der Ecke,  
beiden Straßen zusammenließen, erhob sich, gleich einem  
Stemfelsen, die Galerie. Wie eine breite, dünne Mauer  
das unsichtige Gebäude da. Über dem rechten Giebel ließ  
ein helles Wasser, ein lichter Streif, der Mond stand in  
leuchtenden wolken Pracht am Himmel. —

Der Professor verlangsamte seinen Gang und gedankenlos  
seine Augen auf den mächtigen massiven Bau, ganz ge-  
los. Immer näher kam er ihm und dabei sieben ihm wider  
die Worte des Hofrats ein: „Wissen Sie übrigens schon,

daß man den alten Thomas wieder am Eingang zur Galerie  
gesehen haben will?“ Als lenkten die Gedanken seine Augen, so  
blieb der Professor statt auf den Eingang zur Galerie und  
Himmel, wachte oder öffte ihn ein böser Traum! — da stand,  
mittan in der breiten altmodischen Tür, eine kleine, dürrte, ge-  
bewegte Gestalt in Wadenstrümpfen und langschwänzigem Rock.  
Herrnd schob sich der helle Streif des Mondlichtes ein wenig vor,  
und deutlich vermochte der fiebhaft erregte Mann ein schmales  
durchzetteltes Gesicht zu erkennen in Zopsperrücke und Dreizig.

Ganz still stand die unheimliche Erscheinung, keine Bewegung  
vertret, doch Leben in ihr war. Ein Schauer durchzog des Pro-  
fessors Glieder und wie festgebannt hasteten seine Füße am Boden.  
Er griff sich mit der Hand nach der Stirn, denn er konnte und  
konnte doch nicht glauben, daß es Wirklichkeit war, was er da vor  
sich erblickte. Eine Ausgeburt seiner erregten Phantasie war's und  
nichts weiter. Er schloß einen Moment die Augen, um sie gleich

darauf wieder voll und ganz  
zu öffnen. Doch immer noch  
stand die Gestalt, in der alten  
verschöllenen Tracht, am Ein-  
gang zur Galerie. Der Pro-  
fessor spürte verstärktes Herz-  
schlag und plötzlich stürzte er  
in atemloser Hast davon und  
ohne daß er es eigentlich selbst  
wollte, gleichsam der Macht  
eines fremden, stärkeren Willens  
gehorchend, blieb er noch  
einmal stehen und wandte den  
Kopf zurück, um gleich darauf  
mit zitternden Knieen seinem  
Heim zuzujagen. Denn immer  
noch konnte er die Gestalt er-  
kennen und noch etwas sah er,  
was ihm das Blut in den  
Adern getrieben ließ, die Ge-  
stalt winkte ihm, winkte. —  
In Schweiß förmlich gebadet,  
kam er zu Hause an und sein  
alter, treuer Diener Maurer,  
der ihm die Haustür öffnete,  
erschrak, als ihm sein Herr  
fast entgegenfiel.

„Um Gotteswillen, Herr  
Professor, was ist Ihnen denn  
nur“, fragte er hastig und griff  
mit beiden Armen zu, den  
Ermittlungen zu stützen.

Der Klang der wohlbe-  
lannten Stimme schien den  
aufgeregt Mann wieder zu  
sich zu bringen. Seine Hal-  
tung ward aufrechter und ein  
schnell wieder verschwinden-  
des schemenhaftes Lächeln  
huschte um seine Lippen, als  
er leise entwiderte:

„Ah, Maurer, nur mein alter Leid hat mich unterwegs  
überfallen, Sie wissen, der Herzschlag.“ (Fortsetzung folgt.)

### Osterglück.

Elize von Edward Stilgebauer. (Nachdruck verb.)

Das war ein gesegnetes Jahr. Schon bald nach Weihnachten,  
in den ersten Tagen des Januar, hatte sich der Frühlings-  
sturm erhoben, ein lauer, von Mittag heranwehender Wind, der  
Wollwand auf Wollwand, Regenguss auf Regenguss mit sich  
führte. Schnee und Eis des Dezember waren ihrer Wege gegangen,  
und im Februar hatte das Almtal ausgesehen wie ein einziger  
großer Riesensee, denn all das viele Regenwasser hatte in dem  
Beet des Stromes keinen Platz mehr finden können, der Fluss war  
in die Breite gegangen, Felder und Wiesen überschwemmend.

Aber der Himmel schloß seine Schleusen. Das Wasser vertieft  
sich und da stand vor der Türe, im Monat April, war der  
Kampf zwischen Winter und Frühling siegreich zu Ende gefochten.  
Aus Gräben und Brüchen wand sich der überwindele feinen dü-  
stenden Grün in das lockige Blondhaar, und vom wölkenlosen Himmel  
grüßte eine neue, goldene Sonne den auferstandenen Frühling.

Durch die Straßen und Anlagen der Stadt wogen die Men-  
schen gleichfalls wie aus schweren Winterbunden Auferstandene.  
Die Fenster der Häuser waren weit geöffnet, neuen Frühling und  
neues Leben in die Herzen zu lassen.



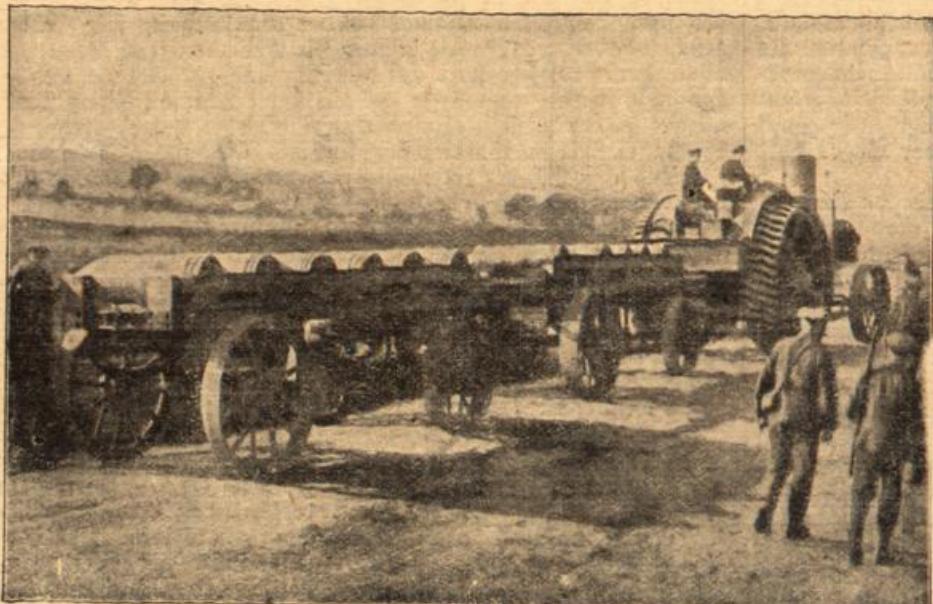
### Ostern!

Nun, da die Osterglocken singen  
Ihr jauchzend Lied landau, landau,  
Hebt seine weichen, jungen Schwingen  
Der Frühlingswind und harfst hinein.

Der Wälder Wipfel leise rauschen  
Die Lerchen jubeln hell empor.  
Nun öffne, Menschenkind, zu lauschen,  
Der Osterbotschaft, gern dein Ohr.

Die Botschaft ist's vom neuen Werde,  
Die selige vom Auferstehen!  
In tausend Wundern strahlt die Erde,  
Um die des Lenzes Dürfe wehn.

Drum mach von Wintersnot und Schmerzen,  
Du trauernd Menschenkind, dich frei,  
Dass deiner Seele, deinem Herzen,  
Das Osterfest gesegnet sei. Johanna Weißlich.



Von der Westfront: Großkalibrige englische Geschosse werden mittels Straßen-  
Automobile befördert.

An dem großen Mittelfenster des ersten Stockwerkes der Villa „Emilia“, einer der schönsten und elegantesten, von einem großen Garten umgebenen Besitzungen im vornehmsten Viertel, stand die immer noch jugendliche Herrin des prächtigen Anwesens und schaute sinnend in den wohlgepflegten Garten, dessen Beete der



Oberstleutnant v. Heydebreck †. (Mit Text.)  
Hofphot. H. Noack.

enden Osterfestes mit Hyazinthen, Tulpen und Kreuz, den ersten Kindern des Frühlings, geschmückt hatte. Eine schlante Birke, die an der Seite des breiten Rosenbostells stand, war eben daran, ihre ersten, zarten Blätter zu entfalten, und zwitschernd huschte ein Buchsintenpaar durch die Zweige des Baums, das Männchen laut trillierend, das Weibchen leise lockend, als sei der Mai schon da und es nun an der Zeit, sich ein Nestchen zu bauen.



Generalleutnant Max v. Walenberg †. (Mit Text.)

Gärtner gestern zur Feier des herannahenden Frühlings geschnittenen Blumenstrauß, der sie gelaufen hatte . . . ja, sie konnte wahrhaftig nur

Die Besitzerin der Villa „Emilia“, dreißigjährige Baronesswitwe Emilie, lebte leise vor sich hin. Das einen kleinen Pärchen im Frühling auch an so erinnern kann! Seit zwei Jahren ist nun tot und standhaft hat sie alle Männer ihr in dieser freilich nicht langen und verstohlene Weise gemacht, zurück. Denn einmal hat sie ja einen Sohn, später, der Bub ist jetzt elf Jahre alt, Wohl und Wehe sie wirkten kann. Und diese Anträge! War's da ein Wunder!



Gasmasken für Kriegshunde.

(Nach „The Illustrated London News“)

lange besinnen würde, die Villa „Emilia“ zu teilen? Das war ja doch nicht das, was sie hatte dahingeben müssen um diese Villa zu verkaufen?

Sie hat das Fenster verlassen, die Gardinen sind vorgezogen, denn der Frühlingssonne blendet sie und sie möchte nicht mehr träumen. Um den Gatten trauern, um den kann sie nicht trauern! Denn damals vor zwölf langen Jahren ihrer blühten achtzehnjährigen Schönheit beinahe



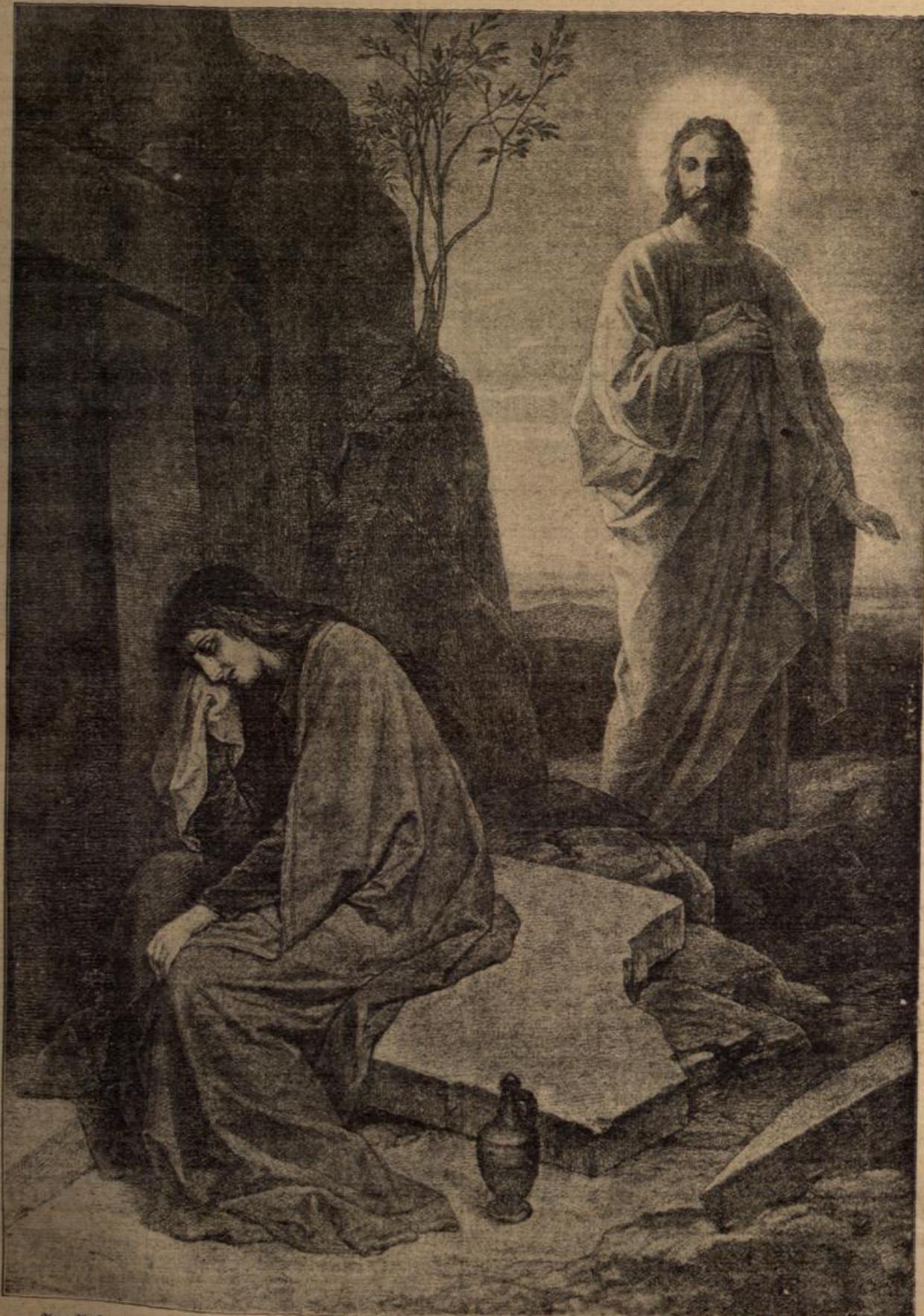
Am Schnellfeuergeschütz eines deutschen U-Boots.

Die neuen Unterseeboote sind mit zwei solchen weittragenden Geschützen ausgerüstet.

danach, um ihm nachzutrauern. Und auch die Ehe war danach gewesen. Eine Ehe ohne äusseren Mangel, voll Ruh, voll sader Zerstreuungen und innerer Leere, in der einzelnen und beiden zusammen gerade das Beste fehlte.

zweier so grundverschiedener Naturen, daran gemahnt hätte, daß diese Ehe wirtlich eitmal war.

Als sei es gestern gewesen, steht noch der Tag vor ihrer Seele, an dem sie, das einfache und anspruchslose Geschöpf,



Am Auferstehungsmorgen. Von Heinrich Hoffmann. Mit Genehmigung von F. C. Bachmann in Leipzig.

nachzutrauern, das hatte wahrlich keinen Zweck. Nein, sechsjährige Ehe mit ihren Wällen und Verquälungen, mit Sinsons in St. Moritz und Scheveningen, die war vorhanden gewesen, wenn nicht Gustav, Sohn, das einzige Bleibende aus diesem Zusammenleben

die Braut des reichen Bankiers Cornelius geworden. — Wenn draussen in der Vorstadt hatte sie damals mit ihren Eltern gewohnt, mit der stillen und sanften Mutter, die zu allem, was der Vater tat, nur Ja und Amen sagen konnte und mit ihrem Vater, dem Projektentmacher, der es sich nicht ausreden ließ,

dass er es noch einmal in seinem Leben zum Millionär bringen würde, so schlecht es ihm und seiner Familie auch ging. Und schlecht war es ihnen doch wahrhaftig gegangen, sonst hätten sie doch damals nicht das beste von ihnen vier Zimmern vermietet an den Doktor, den Philologen, den Schulamtskandidaten, der gerade am Gymnasium sein Probejahr absolvierte und der ihr als erster von einem jungen, ungeahnten Glück erzählt hatte, dessen zwei Menschen, die sich innig lieben, teilhaftig werden können.

Bauunternehmer war ihr Vater gewesen und als solcher war er auch mit Cornelius in Verbindung gekommen. Der reiche Mann hatte sie besucht, als draußen in der Vorstadt der neue Bahnhof entstand, und um den neuen Bahnhof herum baute der Vater Plan um Plan von neuen Straßenzügen und neuen Geschäftsvierteln. Und heute, nach zwölf Jahren, waren die Projekte des Vaters Wahrheit geworden. Mit dem Gelde des Bankiers war nach den Plänen des Vaters eine neue, elegante Stadt um den Bahnhof herum entstanden. Millionen waren dabei verdient worden, fast ohne jedes Opfer, denn nichts als ihr kleines, armes, dummes Herz war das Opfer geworden. Was das wohl bedeutete, so ein kleines, albernes Mädelchenherz im Vergleich mit Millionen!

Als sei es gestern gewesen, steht dieser Tag heute noch vor ihrer Seele. Wie der Vater ihr sagte, Cornelius habe um ihre Hand angehalten, wie sie erwiderte, sie könne nicht, sie dürfe nicht, sie habe dem Doktor ihr Wort gegeben... und wie sie dennoch jenen Brief schrieb, den er am Abend auf seinem Zimmer fand, nachdem der Vater ihr klargemacht, dass er sich und sie schon mit Haut und Haaren dem Bankier verkauft habe. Und wie der Doktor dann gegangen, ohne ein Wort der Erwiderung, aber keinen Glauben schenkend ihrer elenden Phrase, dass sie sich in ihren Gefühlen ihm gegenüber getäuscht habe.

Und dann war die große Leere ihres Lebens gekommen. Zwölf Jahre nun in Saus und Braus, zehn als Frau Cornelius und zwei endlich als Witwe. Und der Doktor, der nummehrige Oberlehrer Schweizer, hatte sie nie mehr eines Wortes gewürdig, wenn es der Zufall gewollt, dass sie ihn da oder dort, wie das manchmal nicht zu vermeiden war, in einer Gesellschaft oder bei einer öffentlichen Veranstaltung traf. Denn Schweizer war ein vielbegehrter Mann geworden. Einer der beliebtesten Lehrer des Gymnasiums, der außerdem noch in einigen Mädchensinstituten in Literatur unterrichtete, wurde er als Junggeselle von fünfunddreißig Jahren mit seinem mehr als ausdünlichen Einkommen überall angewünscht.

Er hielt gelehrt und fesselnde Vorträge in akademischen Vereinen, war Vorstandsmitglied der angesehensten künstlerischen Körperschaft und seine gesellschaftlichen Talente wurden noch erhöht durch den Reiz, dass er als stilgewandter und satirischer Feuilletonist einer der meistgelesenen Mitarbeiter der größten in der Stadt erscheinenden Tageszeitung war, ein Umstand, der ihm in gewissem Sinne ein gesuchtes, höheres Wesen ließ, denn die Eingeweihten erkannten mit leichter Mühe, von wem in diesem oder jenem in der ganzen Stadt gelesenen Artikel die Rede war. Aber boshaft war Dr. Schweizer nicht. Er hatte nur einen scharfen Blick für die Schwächen seiner Mitbürger, die ihm seinen liebenswürdigen Humor auch dann nicht verübelten, wenn sie sich getroffen fühlten. Kurz, einer der seltenen, die für jedes Ding die nicht verlehnende Form finden, die alles sagen können, da für sie das Ausschmegele gilt: Erlaubt ist, was gefällt.

Die Tür zu dem Zimmer, in dem Frau Emilie träumen der Vergangenheit nachhängend sitzt, wird ungestüm geöffnet.

Gustav, ihr Einziger, der Quartaner, stürmt herein, den Schulranzen auf dem Rücken, ein Schrei auf dem Vorplatz dem Ranzen entnommenes Heft in der Hand. Die Wangen des Knaben sind hochgerötet und in seinen großen, blauen Augen, dem Erbteil der schönen Mutter, hängen zwei dicke Tränen.

"Mutter," schluchzt der Junge los, "das Extemporale, das Lateinische, das letzte vor den Ferien, ist wieder ungenügend, und ich hab' doch gestern abend noch im Bett die ganze dritte Konjugation durchgenommen. Herr Dr. Schweizer hat die Hefte gleich in der Stunde korrigiert... und... und... gebt euch ja große Mühe hat er gesagt, denn wer die dritte Konjugation noch nicht kann, den darf ich beim besten Willen nicht verzeihen... und nun ist mein Extemporale ungenügend, Mutter!" Ein erneutes Schluchzen ringt sich los aus der Kehle des Knaben.

"Habt ihr denn Latein bei Herrn Dr. Schweizer?" fragt Frau Emilie, nur um etwas zu sagen.

"Aber natürlich, Mutter," antwortet Gustav, "Lateinisch, Französisch und Deutsch. Er ist doch unser Klassenlehrer und er geht mit in die Untertertia, und wenn ich einen anderen bekomme, dann geht's gar nicht mehr, Mutter, denn Herr Dr. Schweizer hat sich immer große Mühe mit mir gegeben."

Frau Emilie errötet leise. Sie schämt sich. Er hat sich große Mühe gegeben mit ihrem Kinde und sie... was wußte sie denn

von dem Stundenplane ihres Sohnes? Du lieber Lateinisch... kaum, dass sie noch ein wenig Ahnung, bischen Französisch und Englisch aus der Mädchenzeit... nun... Lateinisch... Sie konnte ja kaum die Worte dem Heile, das sie da in ihren zitternden Händen hielt, tragen die ihr Kleiner geschrieben hatte, die lateinischen Worte die folze Schrift, in der dieses "Ungenügend" dasche Arbeit, am Ende der Seite, die kennt sie. Sie hat einen Brief in ihrem eleganten Schreibstil, geschrieben in echt männlichen, willensstarken Zügen, einen stolzen Brief, seine Antwort auf die Phrase von den Gefühlen getäuscht haben. In diesem Briefe heißt es: "Datum unterer größten Dichter: "Folgen Sie Ihrem ersten Aus dieser Erinnerung weckt sie der Knabe. Er ruft sie in die Gegenwart. Bettelnd hat er seinen Arm um den Hals geschlungen und nun schmeichelt er:

"Ja, Mutter, die anderen, die einen Vater haben der viel besser dran. Mit den Hauslehrern ist's schon recht bei hessen einem doch nicht wie ein Vater... Und das ist sie"

"Und was dann", fragt sie.

"Die Väter besuchen die Lehrer und sprechen mit du, Mutter..."

"Was denn, mein Liebling?"

"Georg Hildorf hat auch keinen Vater mehr, aber er ist gestern selbst bei Herrn Dr. Schweizer gewesen... hat gesagt, er wisse jetzt bestimmt, dass er verfehlt war."

"Und endlich kommt es heraus aus dem Munde ihres Sohnes, was sie wünschte, das, worauf sie sich fürchtete.

"Mutter, besuche doch auch du Herrn Dr. Schweizer, wird er mich auch noch verzeihen!"

Aus großen, weitausgetretenen Augen starrt sie ihn an, so dass der beinahe erschrickt.

Und wieder bettelt er:

"Nicht wahr, Mutter, nach Tische fährst du gleich Ende ist die Konferenz schon um vier Uhr!"

Sie nicht leise, eigentlich nur, um den Knaben zu in dem Gefühl, dass sie das nicht fertig bringt, das sie kann, mit dem sprechen, den bitten, dessen... sie weiß zu gut... dessen Lebensglück und Lebensschmerz zu

Aber der Knabe vertraut ihrem Rüden und dem ihren Knaben darf sie nicht täuschen.

Schweigend verzehren Mutter und Sohn ihr Mahl. Beim Pudding kommt es endlich von Frau Emilie,

"Lassen Sie sich den Chauffeur gleich nach Tisch... ich muss ausfahren!"

Und Gustavs Augen leuchten. Er erfährt der Mutter, der einen freudig dankbaren Blick zu, und im ihres Kindes findet sie wirklich die Kraft.

Vor dem einfachen Mietshause, in dessen zweitem Stock Dr. Schweizers Junggesellenwohnung liegt, hält das Auto der Villa Emilie. Aus den Nachbarhäusern sehen einiger Neugieriger und die Kinder auf der Straße Spiele inne, weil man hier höchstens an einen Dienstboten eine Droste gewöhnt ist.

Frau Emilie steigt die Treppen hinauf. Sie klingt an die Tür des zweiten Stockwerks, an der ein Porzellanschild Dr. Heinrich Schweizer, Gymnasialoberlehrer.

Des Doktors Wirtschafterin öffnet die Tür. Sie überreicht an ihrer Küchenschürze ab, bevor sie die betretende Karte der eleganten Dame in die Hand zu nehmen will. Sie bittet sie höflich einzutreten. Der Herr Doktor seien mittagsessen. Er habe um ein Uhr Konferenz gehabt und erst gegen drei Uhr nach Hause gekommen.

Bei diesen Worten der gesprächigen Frau fällt das Herz in die Schuhe. Die Konferenz ist also schon getan. Doch es ist zu spät. Von drinnen tönt seine Stimme, die einst des jungen Mädchens Entzücken wunderbar, beim Anhören dieser Stimme, strömt es Frühling durch ihre Adern.

Nun sitzt sie wartend in seinem "guten" Zimmer... nun... nun erscheint er wirklich, ganz der Alte, der er trotz allem sein Leben lang geblieben zu sein scheint. Und förmlich kommt es von seinen Lippen:

"Was verschafft mir die Ehre, gnädige Frau? Ich Platz zu nehmen!"

Schüchtern, stockend wie ein Kind, bringt sie ihr

"Die Konferenz ist heute mittag gewesen, gnädige... Also doch zu spät, alles umsonst, fährt es da durch"

"Ihr Gustav," fährt er ruhig fort, "ich werde ihn mit in die Untertertia hinzubringen, denn ich unter meiner Leitung es doch zum Ziele bringt. Er

... ein begabter Junge und fleißig ist er, aber zu Hause scheint die leidende Hand zu fehlen. Ich hoffe, daß es ihm gelingen wird auf Quirita Verlämte auf Untertorta nachzuholen." Wie gut Sie sind, Herr Doktor! bringt sie mühig hervor. Seinen Dan!, gnädige Frau, der Lehrer soll ein inneres Geiste an seinen Schülern haben!"

Und dann ruht sein Auge, fast will es ihr scheinen, in feuchtem Leid auf ihren Augen, aber sein Blick bleibt fest, wie er sagt: "Und dann ist es Ihr Junge, gnädige Frau!"

In diesem Moment geschieht etwas Selbstames. Weinend Emilie wieder auf den Sessel, von dem sie sich schon zum Abheben erhoben, und ihr Blick hastet auf einem Bilde auf dem Tisch. Sie noch hier, in all den Jahren, sie noch hier? Sie in sich damals für ihn hat photographieren lassen draußen ist sie Vorstadt, da er ihr zum Todt hatte, ehe der Vater mit seinen Mietten kam. Und nun durchzudröhnen sie. War sie denn jetzt endlich frei? Die Eltern über der Gattin tot ... und sie bei diesem Manne, in die Herzen unvergessen! So sie nun hier nach so vielen Jahren. Und als ob Sieger, ihre Gedanken könne, als ob er hineinkommen könne in diese Seele, in ein Buch, beginnt er:

"Du, Emilie, Ihr Bild steht hier! Denn dieses Bild aufgegangen über meinem Leben wie ein schöner Traum. Und an diese Sterne ist ein Phantast, wie ich bin, wenn auch die Dunkeltheit sie zeitweise verhüllt. Sie wieder kommen würden in mein Leben, das wußte Emilie, denn daran habe geglaubt!"

Und sie liegt in den Armen Siegers und weint und Tränen, die sie nun weinte seit jenem Tage, ihm den Abschiedsbrieftrieben, wie sie leise weinen am Trautore und leite am Sarge ihres Mannes ... das sind heilige Tränen, diese Tränen eines neuen Frühlings. Und am Ostermorgen wandeln drei Glückliche durch den un Schmuck des Frühlings prangenden Garten der Villa. Ein neugebaderter Untertortianer und Heinz und sie. "Heinz," rufst sie auf einmal und läuft in die Hände, "sieh auf der Erde, mein Paar baut sich schon sein Nest in der Tat ein gelegnetes Jahr!"

## Zur Schulentlassung.

Von H. Schoeps. (Nachdruck verboten.)

Nie die Kinder in einem Sonderreiche leben, nämlich in jenem Lande der Jugend, nach dem wir Großen uns so ebenso vergeblich zurücklehnen wie nach dem Paradiese, und ebenso auch ihre besondere Zeitrechnung. Nach dem Bürgerlichen Jahre fragen sie wenig, nach dem Rechnungsjahr, das den nächsten das meiste Kopfzerbrechen zu machen pflegt, fragen nur nichts, von Wichtigkeit dünkt ihnen einzig das Schuljahr. Um dem Beginn eines Schuljahres treten sie ein in die hohen Türen der Gelehrtenheit, am Ende eines jeden solchen Jahres sie in Hoffnung oder Furcht gelebt vor der Verziehung, mit dem Schluß eines Schuljahres sollen sich hinter ihnen die Türen des Schulgebäudes für immer schließen. Der Abschied von der Schule aber ist zugleich der Abschied von der Jugendzeit, und für viele gilt es als bald auch, dem Elternhause Babel zu sagen. Versuchen wir's, ein wenig in der Seele der Knaben und Mädchen zu lesen, die jetzt ins Jünglings- und Jungfrauenalter sin, denn wir wissen's wohl noch, wie uns an jenem Marksteine Lebenszumute war, und dazu kommt noch, daß die jungen Menschen aus ihren Gedanken und Gefühlen kein Geheimnis haben. Was das Herz in erster Linie erfüllt, ist Freude, Freude über, daß das langersehnte Ziel endlich erreicht, zum mindesten über, daß die lange, lange Schulzeit nun mehr glücklich abgespielt. Denn auch das Zeitalter der Jugend ist nicht das der Eltern; den Eltern schmen die 14 Jahre, die zwischen dem Stolz angezeigten "frohen Ereignis" bis heute verschlossen sind,

wie im Fluge vergangen, den Kindern aber dünkt ein Jahr eine halbe Ewigkeit. Gedenken wir unsern Konfirmanden ihre Freude von Herzen, selbst wenn sie das Erreichte übersehen. Sie werden's ja bald entdecken müssen, daß schwerer als das Lernen selbst das Erhalten des Erworbenen ist und noch schwerer das rechtzeitige und geschickte Anwenden desselben. Die eine Schule haben sie hinter sich, aber nun geht die Schule des Lebens an, und in der erlangt keiner so leicht das Reifezeugnis, und wenn auch sein Leben siebzig bis achtzig lange Jahre hindurch eitel Müthe und Arbeit ist; in dieser Schule lernt man nie aus.

Neben der Freude wohnt in den jugendlichen Herzen die Hoffnung, d. i. die Vorfreude künftigen Erfolgs, künftigen Glücks. Liegt doch das große, reiche Leben scheint wie unerforscht vor ihnen, inhaltsreiche Jahrzehnte in seinem Dunkel verborgen! Welche Fülle von Glück kann es in seinem Schoße tragen! Daß die Zukunft neben hellen freilich auch dunkle Tage birgt, danach

fragen sie jetzt nicht, das Grün der Hoffnung bedeutet noch alle sahnen und häßlichen Stellen des Lebensweges. Wie der Körper erblüht und erstaunt in dieser Zeit des raschen Wachens, so ist auch die Seele im Stadium des Erstaunens und Neugierds begriffen. Das Frohgefühl dieses doppelten Wachstums verleiht Lebensfreude und Wagemut, und wer die hat, der besitzt zwei "dittiche zu großen Taten".

Freilich haben auch sie schon oft genug gehört, daß das Lebensglück durchaus keinem Menschen als Geschenk eines wohlgegartenen Schicksals wie eine Reise Frucht in den Schoß fällt, sondern daß darum gearbeitet, geworben, gerungen sein will. Aber diese Schwierigkeit schreckt sie nicht, sie hat im Gegen teil etwas Verlockendes an sich. Ist doch so vielen Menschen die große Aufgabe gelungen, sich ihr Glück selbst zu schmieden, und ihnen fehlt es doch gewiß

nicht am besten Wollen. Die unfruchtbaren Boden gefallen, in der Seele feint's und regt sich's von edelsten Vorjahren; ach, wenn nur keine schon Früchte wären! Den zarten Keimen drohen so viele Gefahren, den guten Vorjahren so viele Versuchungen, daß beide noch lange keine Gewähr für eine gute Ernte bieten. Von energiösem Wollen, das nicht zu Taten führt, gilt das harte Wort: Der Weg zur Hölle ist oft mit guten Vorjahren gesäumt.

Biel klarer als die Konfirmanden selbst sehen die, denen bisher die Obhut über die jungen Seelen anvertraut war, ihre Eltern und Erzieher, die drohenden Gefahren. Gerührte Stimmung und gute Vorfälle, welchem Kinde fehlten sie wohl an dem feierlichsten Tage der Konfirmation? Aber sie sind nicht zuverlässige Stützen des Charakters, sie brechen gar oft schon wenige Monate nachher. Eine bessere Garantie für die Zukunft bieten schon gute Erziehung und Gewöhnung. Ein mehrjähriges Bäumchen, wenn es im Kerne gesund ist, läßt sich nicht leicht vom Sturme umbrechen; wenn Herz und Seele der jungen Leute gesund sind, können wir auch die Gefahren des Lebens ruhig herankommen lassen, sie werden unsere Sorgenkinder nicht gleich zu Falle bringen.

Wie eine sorgfältige Charakterbildung die sicherste Stütze der Sittlichkeit ist, so ist eine der wichtigsten Vorbedingungen dauernden Lebensglücks die Wahl des rechten Lebensberufs. Der beste Beruf ist durchaus nicht immer der, der am wenigsten Arbeit macht oder das höchste Einkommen gewährt. Wir haben uns freilich in unjerm alles nach dem Geldverdienst bewertenden Zeitalter gewöhnt, auch unsere eigene Arbeit ausschließlich nach dem Marktpreise zu schätzen. Wichtiger sind die Fragen: Für welchen Beruf paßt der junge Mensch nach seiner gesundheitlichen Verfassung, und: Für welche Tätigkeit hat er ausgesprochene Veranlagung, gepaart mit Lust und Neigung?

Haben wir Erwachsene das Unsere an den jungen Menschenkindern treulich getan, dann lassen wir sie getrost ziehen und nun mehr das Ihre tun. Als Abschiedswort:

"Wer sich die Ehre wählt zum Gott,  
Den kann kein Schall verlören;  
Gerader Weg, gerades Wort,  
Soll dich zum Ziele führen!"

Beizerbild.



Wo ist der Oberweise?

## Unsere Bilder

**Ein deutscher Tauchboot-Minenleger.** Wir sind ermächtigt, hier die nachstehende interessante Errichtung eines deutschen Tauchboot-Minenlegers zu zeigen. Das Legen der Mine geschieht in folgender Weise: Nach Lösen des Sverhebels vom Tum aus gleitet die Mine samt Stahl und Anker zum Rohr hinaus und sinkt. Nach Verlängerung des Bodens beginnt die Spurung der Mine im Stahl sich zu lösen. Die nach gewisser Zeit freigewordene Mine steigt, das Untertau windet sich ab. Die Mine setzt sich selbsttätig auf bestimmte Tiefe unter dem Wasserspiegel ein. — Die Ziffern in dem Bild des deutschen Tauchboot-Minenlegers bezeichnen: 1. Kettenlast. 2. Anker. 3. Flutventile. 4. Minenrohre. 5. Preßluftflaschen. 6. Pumpmaschine. 7. Ventilator. 8. Tum mit Schraube und Telephonennast. 9. Zentrale. 10. Wohnraum. 11. Elektrischer Kraftantrieb. 12. Maschine. 13. Schalldämpfer. 14. Wasserballast. 15. Ballastiel.

**Oberstleutnant von Hohenbeck,** der Verteidiger von Deutsch-Südwestafrika, der im Verlauf des Heldenkampfs der dortigen Schutztruppe einer schweren Verwundung erlag, nachdem er bei Sandfontein den Engländern eine bedeutende Schlacht beigebracht hatte. Er zählt zu den besten deutschen Kolonialoffizieren.

**Generalleutnant Max v. Wallenberg,** deutscher Gouverneur in Siedlce (Polen), starb im Alter von 61 Jahren. Er blieb auf eine glänzende militärische Laufbahn zurück und war einer der bekanntesten Generalstabsoffiziere unter dem Grafen Schlieffen. 1912 hatte er als Generalleutnant seinen Abschied genommen. Am 15. Oktober 1915 übertrug ihm der Deutsche Kaiser den Gouverneurposten in Siedlce, wo er sich allzeitiger Achtung, unbegrenzten Vertrauens und großer Zuneigung der eingessenen Bevölkerung erfreute.

### Allerlei

— Beim Abendgebet fragt die kleine Anna ihre Mutter: „Mutter, werden unsere Gebete auch erhört?“ — „Natürlich, mein Kind; warum fragst du danach?“ — „Ja, warum haust du mich dann eigentlich und betest nicht lieber, daß ich brav werde?“

**Das Land der toten Seelen.** Rumänien bot von jeher zweifelhaften Elementen einen Unterschlupf. Russische und österreichische Untertanen, die mit den Gesetzen ihres Landes derart in Konflikt getreten waren, daß sie eine exemplarische Strafe zu erwarten hatten, verschwanden spurlos, ehe sie der Atem der Gerechtigkeit erreicht hatte. So hielt man sie für tot. Der Zufall brachte es aber oft an den Tag, daß diese Seelen nicht tot waren, sondern in Rumänien ein vergnügliches Dasein führten. Hier lebten sie natürlich nicht mehr unter ihrem ursprünglichen Namen, sondern trugen einen ganz anderen, den sie sich für fliegende Münze erworben. Die Zahl dieser toten Seelen, von denen nicht wenige in Politik und Gesellschaft eine Rolle spielen, ist enorm. So nennt man Rumänien mit Recht das Land der toten Seelen.

**Richtlich hinausgeworfen.** Im Jahre 1849 hatte man in Russland den Grafen L., einen unerbittlich strengen Mann, zum Chef der Exekutivkommission gemacht. Da er mit Machtbefugnissen ausgestattet worden war, die nicht an die des Zaren hinunterreichten, so sagte er selbst gelegentlich, er sei im Grunde der Dinge Bizezar! Er war wie kein anderer hinter den verdächtigen Individuen jener aufgeregten und gespensterhaften Zeit her, und so konnte man ihn mit Zug und Recht als den bestgehaften Mann in den politisch anstößigen Kreisen des damaligen Russlands bezeichnen. Graf Leo Tolstoi, der sich schon damals der Unterdrückten und Gefährdeten annahm, gehörte zu denen, die ihm am grimmigsten feind waren. Sicherlich schon waren dem „Bizezaren“ bei seinen geheimen Meldungen Aufmerksamkeit begegnet, daß dieser oder jener von den verdächtigen Männern in dem Gouvernement Tula plötzlich spurlos untergetaucht sei; es sei kaum anders möglich, als daß er auf dem dortigen Gute des jungen Grafen Tolstoi einen Unterschlupf gefunden habe. Als dieser hinwies ihm wieder einmal „Hier die Finger lam, entschloß sich der Chef, der Sache in eigener Person nachzuspüren. Vor dem Standesgenossen verfuhr er nun aber nicht mit keiner sonstigen Rücksichtslosigkeit, sondern führte sich nach allen Vorchriften gesellschaftlicher Sitte ein. Tolstoi aber ließ sich nicht bestechen. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, erkundigte er sich scheinbar nebenbei, ob die Ehre dieses Besuches ihm amtlich oder außeramtlich ezeigt werde. Mit einer Verbung erklärte der Besucher, er komme außeramtlich, als bloßer Privatmann. Da richtete der junge Graf sich in einer ganzen Höhe auf und sagte ernst: „Kennen Sie amtlich, Herr Graf, so stelle ich Ihnen hier meine Schlüssel zur Verfügung und ermächtige Sie, jedes Gefäß in meinem Hause zu untersuchen; denn der Obrigkeit muß man gehorchen. Wenn Sie aber nicht amtlich zu mir gekommen sind, so erlauben Sie wohl —“ damit pfiff er einen herzlich gebauten Knecht herbei. „Iwan, wirf einmal den Herrn hier auf die Straße!“ Und der handfeste

Mensch vollzog den Befehl mit solchem Nachdruck und solcher Unvorsichtigkeit, daß der Chef der Exekutivkommission nicht den kleinen Fehler, die Verhältnisse tun und mit Bezug auf die Angelegenheit, geführt, nichts ausplaudern konnte. Er mußte aber seinen Mund verschließen, denn bald nachher verlor er seinen einflußreichen Posten.

## Gemeinnütziges

**Das Verstecken der Österreier nach einer neuen Art.** Man kann man mit Hilfe eines Puppenbalges und eines halben Krepppapiers, bunten Stoffen und hübsch verziert und mit Österreich um den Leib binden man dem einen Gürtel mit einem Taschen eine Anzahl kleiner Briefchen den Adressen der Personen, die sollen. Die Briefchen sind mit Phenoblaten geschlossen und ein kleines Verschenk, das den Empfänger auffordert. Je einfacher zu erreichen der Ort ist, desto amüsanter das Spiel und Siede findet der Siede erhofften Eises wieder ein in dem er an einen andern wird, mit der Begründung, daß zu kalt, zu warm, zu feucht u. w. gewesen sei und habe das Eis lieber wo anders habe. So wird der Suchende wird quer gejagt, um endlich den Briefchen zu erfahren, die bestimmtes Eis aus der Karton des Österreichs nehmen darf. Ist ja für die leitende Mutter schon durch die Vorbereitung Briefchen müssen richtig verpackt und stets an dem Ort liegen, vorhergehende hinweist, was höheren Anzahl Kinder viel Arbeit verbraucht macht. Aber die Mutter findet ihren Lohn durch der Kinder und die bleiben an das eigenartige Versteckspiel.

**Junge Gänse** können auf die Weide gelassen werden, ihnen die Federn gewachsen sind dann etwa 8 bis 10 Wochen gehört sind sie genug, eines durchaus trocknen Nachmittags.

**Geschickte Kleider** müssen so schnell wie möglich gewechselt werden niemals auf der Haut trocken. Die mit Schweiß bedeckt man trocken abreiben und dann mit kühltem Wasser waschen.

**Ein vorzüglicher Mittel** wird in folgender Weise bereitet: 10 Teile werden mit 40 Teilen Wasser angerührt und mit so viel Butter vermisch, daß ein eben noch fließender Brei entsteht. Derzelfe alle Zwecke verwendbar. Es muß zum Gebrauch stets frisch bereit.

### Rätsel.

Er nahm des Hauses Tochterlein,  
Sie sieht in ihm, wer mag es sein?  
Grib Guggenberger.

### Logograph.

Mit einem a trägt's auf  
Vor dem mit u sollst du

Juli

### Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des homonymus in voriger Nummer:

All Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Weißer, gebürtig und  
gegeben von Greiner & Weißer in Stuttgart.